

Norbert und Renate Reich

Andreasstr. 29, D 22301 Hamburg, den 25.6.99

tel .pr. (49)40-2705758 - fax 2793781 – eMail nreich@uni-bremen.de

**Zu Wolfgang Däublers 60. Geburtstag – zeitlose Bemerkungen von Zeitgenossen,
anknüpfend an zeitgemäße Vergangenheit**

Lieber Wolfgang,

wir sind heute zu Deinem Geburtstag, Deiner Ehrung und Deiner Festschriftenübergabe eingeladen und auch gekommen Was ich Dir als Wissenschaftler und Kollege sagen will, mußt Du zwischen den Zeilen in dem dicken Buch lesen, das Du bekommen hast – auf den langen Bahnstrecken von Bremen nach Müslingen hast Du genug Zeit dazu, wenn Du nicht gerade wieder ein Buch schreibst. Warum sollte es Dir besser ergehen als mir.

Dich zu ehren ist gar nicht leicht, und Renate und ich haben uns etwas ganz Apartes ausgedacht. Konservative Juristen können Dir ja kaum als Vorbild dienen; deshalb suchen wir nach anderen Größen. Wir gehen in die Geschichte zurück und schauen uns an, wie früher die Menschen, die in der Tat und im Geist hoch geehrt wurden, lebten. Man ernannte sie zu „Heiligen“, so wie Wolfgang Däubler heute ob seiner Leistungen selig gesprochen wird.

Dein Namensvetter aus den Heiligenlegenden ist der St. Wolfgang aus dem 10 Jh.. Als Bischof von Regensburg war er gleichsam Dein Vorgänger in der (damals) kirchlich-solidarischen Arbeit.

Wir lesen hierzu in der Heiligenlegende¹ und paraphrasieren sie auf heutige Bedingungen:

„Das 10. Jh. gehört zu den dunkelsten Zeiten der katholischen Kirche und unserer deutschen Heimat... Aber in dunkler Nacht funkeln die Sterne umso strahlender. Und an hellen Sternen fehlte es auch in dieser düsteren Zeit nie. Der hellste Stern des 10. Jh. war der große Schwabe St. Wolfgang.“

In der Tat, 1000 Jahre später, im 20 Jh. war es düster in Deutschland, als unser Wolfgang 1939 in Schwabenland – so vermute ich wenigstens - geboren wurde. Der Stern konnte natürlich erst in ruhigeren Zeiten aufgehen, nachdem der Nazispuk verschwunden war und im Nachkriegsdeutschland bürgerliche - manche sagten: kleinbürgerliche - Ruhe einkehrte. Über Wolfgangs Vorgänger lesen wir weiter:

¹ Rathgeber, Heiligenlegende – Lebensbilder edler Menschen und heiliger Gottesfreunde, 1936 DHB, S. 954

„Die gediegene Ausbildung, der er in Reichenau erhalten hatte, sein angeborener Scharfsinn und unermüdlicher Eifer hoben Wolfgang bald über alle übrigen Schüler hinaus. Doch er hatte das Unglück, in dem berühmten Italiener Stefan einen Lehrmeister zu haben, bei dem die Größe der Gelehrsamkeit nicht gleichen Schritt hielt mit der Größe des Herzens. Das Licht der Weisheit, das mit solch hellem Glanz aus dem jungen Schwaben brach, weckte in Meister Stephan die Eifersucht. Es war ihm unerträglich zu sehen, wie der Schüler über den Lehrer hinauszuwachsen drohte. Mit allen Mitteln, deren die hinterlistige, erfindungsreiche Eifersucht fähig ist, suchte er Wolfgang in den Schatten zu drücken, und als alles nichts half, ging er in seiner kleinlichen Gehässigkeit soweit, daß er dem gefürchteten Nebenbuhler den Besuch der Vorlesungen untersagte.“

Der Erzähler meint das 10. Jh., aber war es im 20. Jh. auf der berühmten Rechtsfakultät in Tübingen so anders, als unser Wolfgang sich anschickte, sein „Grundrecht auf Mitbestimmung“ zu schreiben? Hat man Dich aus Vorlesungen ausgeschlossen? Gut muß sie ja gewesen sei, die Ausbildung damals in Tübingen, denn sonst hätte Wolfgang nicht ein solcher „allround“-Jurist und gleichzeitig Kritiker der herrschenden Arbeitsrechtswissenschaft werden können, die den Zorn insbes. eines Lehrers erregte, den wir lieber nicht namentlich nennen wollen. Im Vorwort seines 1973 erschienenen, bescheidene 568 Seiten langen, mit über 1000 Fn versehenen Werkes lesen wir dazu:

„Die vorliegende Arbeit wurde aufgrund eines Habilitationsstipendiums der DFG geschrieben. .. Von ihren Ergebnissen wie von ihrer Argumentationsweise her ist sie dem Tübinger FB weder im Positiven noch im Negativen zuzurechnen; wissenschaftliche „Lehrer“ im herkömmlichen Sinne waren an ihrer Entstehung völlig unbeteiligt. Die fehlende „Betreuung“ und die Bremer Berufung erleichterten es, die Grundpositionen in der Mitbestimmungsfrage und den eigenen gesellschaftspolitischen Standort mit der gebotenen Deutlichkeit herauszuarbeiten; negative Reaktionen in der unternehmerorientierten herrschenden Arbeitsrechtswissenschaft werden daher nicht ausbleiben.“

Und sie blieben nicht aus, wie Du ja, Wolfgang, selbst am besten weißt. Immerhin hast Du es mit Deiner Schrift geschafft, die Mitbestimmungsdiskussion auf eine verfassungsrechtliche Ebene zu heben, die es vorher nicht gab. Mitbestimmung war das herrschende gesellschaftspolitische Thema der siebziger Jahre – es wirkt heute fast nostalgisch, daran zu erinnern.

Deshalb schnell zurück zu Deinem „Vorgänger im Geiste und Trotze“, dem St. Wolfgang aus dem Schwabenland. Denn St. Wolfgang *„sah mit Schrecken, wie Wissensdünkel den Menschen erniedrigen kann und wie trotz aller weltlichen Gelehrsamkeit das Herz zum Spielball häßlicher Leidenschaften bleiben kann.... Wolfgang reiste in die Heimat, um den Eltern den unerschütterlichen Plan Mönch zu werden, mitzuteilen. Die Bestürzung war groß. Alle Überredungskünste boten die Eltern auf, aber für Wolfgang gab es kein Wanken mehr. Er hatte sich bereits seine künftige Heimat erwählt: das Kloster Mariä Einsiedeln.“*

Ich vermute, daß der Gang an die neugegründete, so arg verschriene und doch so kreative „linke Bremer Kaderschmiede“ für die Umgebung unseres heutigen Wolfgangs genauso überraschend gewesen sein muß wie der trotzige Umzug des St. Wolfgang in ein Kloster. Die Reaktion Deiner Eltern, lieber Wolfgang ist mir nicht bekannt. Immerhin: Du hast hier Deine wissenschaftliche Heimat gefunden, hast schneller publiziert als wir Deine Werke lesen konnten, und Dir einen Stamm von engagierten „Schülern“ herangezogen, auch wenn Du im traditionellen Sinne nie „Lehrer“ sein wolltest. Trotzdem, so einfach war es nicht, sich nach Bremen gegen herrschende Meinung und traditionelle Karrieremuster abzusetzen, und wieder hilft uns die Heiligenlegende weiter. Sie schildert, wie der mutige St. Wolfgang gegen Ungarn zieht, um dort zu missionieren:

„Es war kein kleines Wagnis, zu den gefürchteten Barbaren zu ziehen, unter deren verheerenden Einfällen Deutschland so schrecklich gelitten hatte. Wer auf den Missionspfad sich begab, mußte mit dem Martertode rechnen. Groß war die Mühsal, die Wolfgang auf dieser Missionsfahrt auf sich nehmen mußte....“

So hat man damals, 1000 Jahre später in den siebziger Jahren, in der Tat wohl von einem Wissenschaftler geredet, der auszog, sich für die Belange der Arbeitnehmer und ihrer Vertretungen einzusetzen. Immerhin: die Bremer Einsiedelei gab ihm Kraft und Mut dazu!. Glücklicherweise erfolgte kein Martertod, aber sehr wohl die Mühsal, häufig Polemik zu erdulden zu müssen. „Seht ein mal, da steht er, pfui, der Bremer (Struwel)-Peter“...

Wolfgang hat das letztlich in seiner unbändigen Produktivität und Vitalität nicht gehindert – im Gegenteil: Bremen war im Quell und Reichtum. Sonst würden wir ihn heute auch nicht feiern.

Der Fachbereich ist stolz auf Wolfgang Däubler, ähnlich wie in der Heiligenlegende aus dem 10. Jh. der Stolz auf eine etwas eigenwillige, unorthodoxe und ungewöhnliche Person herausklingt. Auch hier war St. Wolfgang sein (heimliches, von ihm vermutlich gar nicht erkanntes) Vorbild:

„Mit Nachdruck und Eifer arbeitete Wolfgang an der Schaffung eines tadellosen, sittenreinen Priesterstandes und an der Hebung der da und dort gesunkenen Klosterzucht“.

Lieber Wolfgang, arbeite weiter an der Schaffung eines tadellosen und kritikfeinen Gelehrtenstandes und an der Hebung der da und dort gesunkenen Forschungszucht!

Heiligenlegende

Lebensbilder edler Menschen und heiliger Gottesfreunde

Von

Alphons M. Rathgeber

Erzb. Geistlicher Rat

D·H·B Deutscher Haus-Buchverlag, Nürnberg

1936

der Gottseligen trat immer mehr zurück in das Dunkel des Vergessens, namentlich seitdem der Osten Deutschlands der unseligen Glaubensspaltung zum Opfer fiel. Nur in ihrer engeren Heimat lebt das Andenken an Dorothea von Montau in rührender Anhänglichkeit heute noch fort.

Ob nicht in unserer Zeit, wo sich die Aufmerksamkeit mehr als je auf den Osten richtet, den Grenzländern unseres Reiches in Dorothea von Preußen eine heilige Patronin erstehen wird?

Soll Jesus reden in der Seele, so muß sie allein sein und muß schweigen, soll sie Jesu Reden hören. (Eckhart.)

St. Wolfgang

31. Oktober

Das 10. Jahrhundert gehört zu den dunkelsten Zeiten der katholischen Kirche und unserer deutschen Heimat. Der heilige Stuhl war von Unwürdigen besetzt, Deutschland von inneren Machtkreitigkeiten zerrissen und von äußeren Feinden bedroht. Aber in dunkler Nacht funkeln die Sterne umso strahlender. Und an hellen Sternen fehlte es auch in dieser düsteren Zeit nie. Der hellste Stern des 10. Jahrhunderts war der große Schwabe St. Wolfgang.

Über Heimat und Elternhaus des Heiligen streiten sich die Geschichtsforscher. Sicher ist, daß er einem alten schwäbischen Geschlecht entstammte. Seine Jugendzeit verbrachte er im Kloster Reichenau, auf der malerischen Insel des Bodensees. In der weitberühmten Klosterschule, aus der die höchsten Beamten des Reiches und eine große Zahl von bedeutenden Kirchenfürsten hervorgingen, erhielt Wolfgang die tiefe, umfassende Ausbildung, durch die er später glänzte. Hier schloß er eine Jugendfreundschaft, die für sein späteres Leben von großer Bedeutung werden sollte. Gottes Vorsehung führte dem schwäbischen Grafensohn in Heinrich von Babenberg einen Freund zu, gleich edel an Herz und Geist wie an Abkunft. Heinrichs Geschlecht stand mit dem damaligen Königshaus in enger Verwandtschaft. Sein älterer Bruder Poppo war kaiserlicher Erzkanzler und Bischof von Würzburg. Dieser Bischof hatte seine Stiftschule durch Heranziehung ausgezeichneten Lehrer so gehoben, daß ihr Ruf die Schüler von weither nach Würzburg lockte. Kein Wunder, daß auch der junge Heinrich sich von dieser Musterschule seines Bruders angezogen fühlte. Wolfgang konnte dem herzlichen Drängen seines Freundes, ihn zu begleiten, nicht widerstehen. So verließen die beiden um 950 Reichenau und wanderten frohen Mutes der alten Mainstadt zu.

Die gediegene Ausbildung, die er in Reichenau erhalten hatte, sein angeborener Scharfsinn und unermüdlicher Eifer hoben Wolfgang bald über alle übrigen Schüler hinaus. Doch er hatte das Unglück, in dem berühmten Italiener Stefan einen Lehrmeister zu haben, bei dem die Größe der Gelehrsamkeit nicht gleichen Schritt hielt mit der Größe des Herzens. Das Licht der Weisheit, das mit solch hellem Glanz aus dem jungen Schwaben brach, weckte in Meister Stefan die Eifersucht. Er war ihm unerträglich zu sehen, wie der Schüler

St. Wolfgang,

Bischof von Regensburg

(Aus: „Die Sippe des
Kaisers Maximilian“.)



über den Lehrer hinauszuwachsen drohte. Mit allen Mitteln, deren die hinterlistige, erfindungsreiche Eifersucht fähig ist, suchte er Wolfgang in den Schatten zu drücken, und

als alles nichts half, ging er in seiner kleinlichen Gehässigkeit soweit, daß er dem gefürchteten Nebenbuhler den Besuch der Vorlesungen untersagte.

Diese Maßregel wäre für manchen andern jungen Mann ein schwerer Schlag gewesen und hätte ihn vielleicht für immer aus dem rechten Gleis geworfen. Wolfgang aber ließ diese häßliche Erfahrung für sich zu einer Gnade Gottes werden. Mit Schrecken sah er, wie Wissensdünkel den Menschen erniedrigen kann und wie trotz aller weltlichen Gelehrsamkeit das Herz ein Spielball häßlicher Leidenschaften bleiben kann. Entschlossen wandte er sich vom Studium der weltlichen Wissenschaften ab und vertiefte sich umso eifriger in die Gotteswissenschaft. Die trügerische Welt hatte ihm zum erstenmal ungeschminkt ihr Antlitz gezeigt. Der junge Heilige fühlte sich zurückgestoßen von allem, was vergänglich war. Schon wollte er sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückziehen, um ungeteilt Gott und dem Ewigen zu dienen, da zog Heinrich, der auf den Bischofsstuhl von Trier berufen wurde, den Widerstrebenden mit an die Mosel, damit er seine großen Fähigkeiten im öffentlichen Dienst der Kirche verwerte.

Wohl gelang es Bischof Heinrich, seinen Freund mit nach Trier zu nehmen, vergeblich aber suchte er ihn zur Übernahme einer hohen Würdenstellung zu bewegen. Nur die Leitung der Domschule nahm Wolfgang in seine Hände. Als Bischof Heinrich unerwartet früh vom Bischofsstuhl zum Richterstuhl Gottes gerufen wurde, hielt es Wolfgang nicht mehr in Trier. Umsonst machte der hl. Bruno, der damals Erzbischof von Köln war, Anstrengungen,

den gelehrten und frommen Mann für sich zu gewinnen. Wolfgang reiste in die Heimat, um den Eltern den unerschütterlichen Plan Mönch zu werden, mitzuteilen. Die Bestürzung war groß. Alle Überredungskünste boten die Eltern auf, aber für Wolfgang gab es kein Wanken mehr. Er hatte sich bereits seine künftige Heimat erwählt: das Kloster Mariä Einsiedeln. Neben der Verehrung zum hl. Meinrad war es besonders die in Einsiedeln herrschende strenge Klosterzucht, was Wolfgang an der Pforte dieses Benediktinerklosters anpochten ließ. Der Augsburger Bischof St. Ulrich, der ein häufiger Gast in Einsiedelns Mauern war, wurde auf den hochbegabten Novizen aufmerksam und weihte ihn zum Priester. Vielleicht war es der Einfluß des hl. Ulrich, der den jungen Mönch bestimmte, die willkommene Stille des Klosters zu verlassen und als Missionär nach Ungarn zu ziehen. Es war kein kleines Wagnis, zu den gefürchteten Barbaren zu ziehen, unter deren verheerenden Einfällen Deutschland so schrecklich gelitten hatte. Wer auf den Missionspfad sich begab, mußte mit dem Martertode rechnen. Groß war die Mühsal, die Wolfgang auf dieser Missionsfahrt auf sich nehmen mußte. Der Erfolg seiner aufopfernden Tätigkeit war gering. Ungarn war damals noch nicht reif zur Gottesernte.

Der Ungarnmissionär wollte nicht mehr in sein Kloster zurückkehren. Der Passauer Bischof Pilgrim machte Kaiser Otto II. auf den tatkräftigen, rastlosen Arbeiter in Gottes Weinberg aufmerksam und schlug vor, Wolfgang im Jahre 972 auf den verwaisten Bischofsstuhl von Regensburg zu erheben.

Wenn auch die neue Würde keineswegs dem Sinne des hl. Wolfgang entsprach, so setzte er doch seine ganze Kraft ein, um sein Amt recht zu verwalten. Wie wenig er sich in seiner Amtstätigkeit von Eigennuß leiten ließ, zeigte er besonders, als er mit Rücksicht auf eine bessere Verwaltung und Seelsorge der Abtrennung der großen böhmischen Gebiete von seiner Diözese beistimmte und die Errichtung eines Bistums Prag von Herzen begrüßte, trotzdem dadurch seine Einkünfte bedeutend geschmälert wurden. Mit Nachdruck und Eifer arbeitete Wolfgang an der Schaffung eines tadellosen, sittenreinen Priesterstandes und an der Hebung der da und dort gesunkenen Klosterzucht. Da er nach damaligem Brauch als Bischof zugleich weltlicher Herrscher war, konnte es nicht ausbleiben, daß er in die politischen Händel seiner Zeit verwickelt wurde. Große Sorge bereitete dem Bischof der Streit, der zwischen Kaiser Otto und dem zankfüchtigen Herzog Heinrich von Bayern entbrannt war. Um sein Bistum nicht in diese unseligen Streitigkeiten zu verwickeln, und das Land vor den Greueln des Krieges zu bewahren, beschloß Wolfgang, Regensburg heimlich zu verlassen und sich in der Bergeinsamkeit zu verbergen, damit er zu keiner Parteinahme gezwungen werde.

„Aus Kaiserfehde und Fürstenstreit
floh er zur Alpeneinsamkeit;
denn wo der Haß in Waffen tost,
ist Hochgebirg des Weisen Trost.“ (Scheffel.)

Ein paar Jahre hielt sich der Bischof in der Abgeschiedenheit des Arbersees auf, wo in späteren Zeiten Michael Pacher dem Heiligen in der Kirche zu St. Wolfgang ein unvergängliches Denkmal setzte.

Weder Kaiser noch Herzog nahmen dem Heiligen seine Flucht übel. Otto II. bewies dem Regensburger Bischof wiederholt seine kaiserliche Gunst, und Herzog Heinrich erwählte den Heiligen zum Erzieher seiner Kinder, unter denen der spätere Kaiser Heinrich war.

Auf einer Reise nach Österreich überfiel den greisen Bischof eine tödliche Krankheit. In der Kirche zu Puppung (zwischen Passau und Linz) ließ sich Wolfgang die hl. Sterbesakramente reichen. Als die Umgebung des Sterbenden das Volk, das herbeigeeilt war, um den heiligen Bischof zu sehen, zurückdrängen wollte, sprach St. Wolfgang: „Laßt alle herein, die mich sehen wollen! Wir sind nun einmal sterbliche Menschen, sterben ist keine Schande. Schande bringt nur ein schlechtes Leben. Wir müssen dem Tode den schuldigen Tribut zahlen, da Jesus Christus, der dem Tode nichts schuldig war, sich nicht schämte, am Kreuze nackt und bloß für das Heil der Welt zu sterben. Es mag daher jeder an meinem Tode schauen, was er in seinem eigenen zu erwarten und zu fürchten hat. Möge Gott mir armem Sünder gnädig sein bei meinem Tode, ebenso einem jeden, der meinen Tod mit Furcht und Zittern betrachtet.“

Das waren seine letzten Worte. Als Held wußte er zu sterben wie er als Held gelebt hatte. Der 31. Oktober 994 wurde sein Geburtstag für den Himmel. Die Verehrung, die schon gleich mit seinem Tode einsetzte, wurde bereits 1052 von Papst Leo IX. feierlich bestätigt.

Ich suche das Verirrte auf und das Verlorene führe ich zurück und das Verwundete verbinde ich; das Kranke stärke ich und das Gesunde hüte ich. Ich weide sie, wie's richtig ist. (Ez. 34, 16.)

Johann Baptist Stöger

1. November

Wenn Demut das untrüglichsste Zeichen wahrer Heiligkeit ist, dann gehört der Redemptoristenbruder Johann Baptist Stöger ganz gewiß zu den ausgewählten Dienern Gottes. Denn über seinem ganzen Leben liegt in gewinnender Anmut der Zauber ehrlichster, unübertrefflicher Demut. Wenn er sich mit Vorliebe „Bruder Niemand“ nannte, so war das nicht etwa ein oberflächliches Gerede, das bei der Umgebung Eindruck machen oder Lob wachrufen sollte, sondern es war der natürliche, wahrhafteste Ausfluß seiner großen Bescheidenheit.

Johann Stöger ist ein österreichisches Bauernkind. In Enzersfeld bei Wien wurde er am 24. Oktober 1810 geboren und erhielt als herrlichstes Wiegen Geschenk von Gott echt katholische, tieffromme Eltern. Der geistig regsame Junge hätte aus Sehnsucht nach dem Priestertume gerne studiert. Der Vater war jedoch für diesen Plan nicht zu gewinnen. Gewiß wäre es ihm eine große Freude und Ehre gewesen, einen Sohn als Priester zu wissen. Aber in seiner Frömmigkeit hatte er übertriebene Sorge, Johann möchte in den höheren